

Sophie Rye

DEMON DEALS



## Überblick

Ein unnatürlich drückender, grauer Sommer liegt über der Stadt. Rätselhafte Diebstähle und Tierangriffe häufen sich, und Erdbeben erschüttern die Umgebung. In der liebenswerten, aber eigenwilligen Familie der zwanzigjährigen Sianna scheint sich jeder nur um sich selbst zu kümmern und ihr die Verantwortung für sämtliche Pflichten aufzubürden. Doch dann geschieht etwas Unfassbares: Siannas Angehörige verwandeln sich in monströse Insektenpuppen.

Während sie verzweifelt nach einer Rettung für ihre Familie sucht, begegnet sie dem gleichaltrigen Arwed, der schon lange mit einem Monster in der Familie leben muss. Bisher konnte er seine Lieben beschützen, doch nun droht auch ihm die Lage zu entgleiten.

Werden sie gemeinsam einen Weg finden, die Dämonen zu besiegen, die hinter dem sich ausbreitenden Übel stecken? Oder bleibt ihnen nur, einen Pakt mit den mächtigen Bestien zu schließen und dafür das eigene Leben aufzugeben?

## Über die Autorin

Sophie Rye ist das Pseudonym einer Autorin, die unter dem Namen Martha Sophie Marcus erfolgreich vor allem historische Romane veröffentlicht. Sie wurde 1972 im Landkreis Schaumburg geboren und verbrachte dort ihre Kindheit zwischen zahllosen Haustieren und Büchern.

Sophie studierte in Hannover Germanistik, Pädagogik und Soziologie. Anschließend lebte sie zwei Jahre lang in Cambridge, UK. Ihre Leidenschaft für Literatur brachte sie früh zum Schreiben. Heute wohnt sie mit ihrer Familie in Lüneburg und ist Vollzeit-Schriftstellerin.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.ms-marcus.de](http://www.ms-marcus.de)

Sophie Rye

# DEMON DEALS

Fantasy Roman



## Anmerkung zum Inhalt

Dieser Roman enthält Darstellungen von Gewalt und in geringem Umfang auch von Gewalt innerhalb der Familie. Gewaltsame Todesfälle werden erwähnt.

Deutsche Erstausgabe Februar 2025

© 2025 by Sophie Rye/Martha Sophie Marcus

Gestaltung dieser E-Book-Ausgabe: H. Oltrogge, 2025

MSMbooks

Illustration unter Verwendung von Motiven © ArtOLB via  
Creative Market

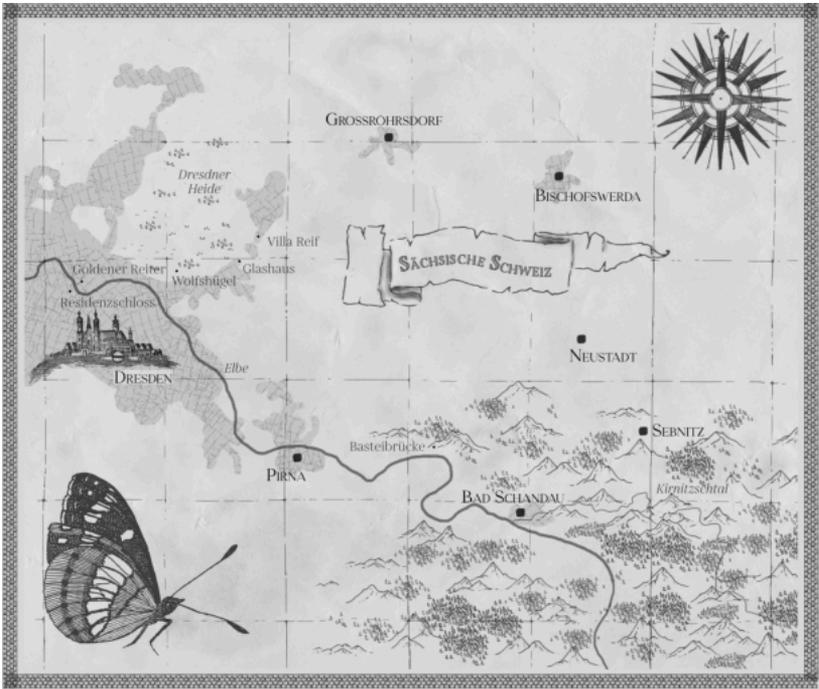
In der Twiete 3, 21365 Adendorf

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen  
Zustimmung der Autorin

Weitere Informationen:

[www.martha-sophie-marcus.de](http://www.martha-sophie-marcus.de)



Eine größere Version der Übersichtskarte finden Sie auf [www.ms-marcus.de](http://www.ms-marcus.de)



# Prolog

JULI 2060

SCHON WIEDER DIESER Lärm. Hört das denn nie auf? Kreischen, Türklopfen, Poltern. Werden die kleinen Trampel jemals lernen, Rücksicht zu nehmen? Irgendwie muss sie ihnen das einprägen, bevor sie wahnsinnig wird.

Sie ist kurz davor, einen Kunden zu verlieren. Wie soll sie sich darauf konzentrieren, eine Lösung zu finden, wenn ...

Lautes Klirren. Geschrei.

Sie steht vom Schreibtisch auf, die Wut wie eine glühende Kugel in ihrer Magengrube. Undankbar! Sie sind so undankbar.

Ihre Hand zittert, als sie ihre Bürotür öffnet, die Knie fühlen sich steif an. Der Lärm kommt aus der Küche. Sie reißt die Tür auf und holt Luft für den Wortschwall, der in ihrer Kehle drückt.

Milch und Müslibrei fließen über den Tisch, auf den Polsterstuhl, auf den Boden. Scherben. Die Kinder starren sie mit weit aufgerissenen Augen an. Der Kleinste hockt heulend in der Milchlache auf dem Parkett, die Mittlere steht mit verschränkten Armen daneben, stumm, aber den Mund noch vom Kreischen geöffnet. Bockig, so bockig! Der Große presst das eben noch saubere Geschirrtuch in den Müsli-Deckel.

Rücksichtslos. Nutzlos. Es geht nicht mehr. Die Worte drängen heraus, sie schreit, sie brüllt. Mit erhobenen Fäusten geht sie auf die Kinder zu.

Fäuste? Schmerz durchfährt ihre Arme. Ihre Hände verformen sich, die Haut wird rau und hart, die Finger werden länger, verschmelzen, Klauen schießen hervor.

Ihre Worte werden zu einem Fauchen, sie stürzt auf die Knie. Knie? Ihre Wirbelsäule streckt sich, ihre Kiefer werden zur Waffe.

Schmerz. Zorn. Und Hass. Hass auf die Störenfriede. Hass auf die kleinen Biester, die ihr ihren Lebensraum streitig machen und dabei kreischen. Und kreischen.

Sie wird sie töten. Mit Zähnen und Klauen. Dann wird Ruhe sein. Endlich.

## ZEHN JAHRE SPÄTER, ARWED

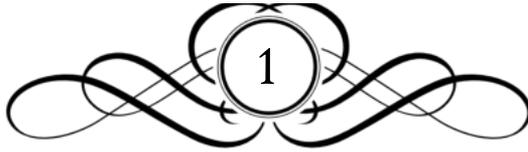
WIR SITZEN ZU dritt am Küchentisch und belegen unsere hausgemachten Veggieburger. Meine Geschwister haben ihre Handys neben den Tellern liegen und werden sich mit dem ersten Bissen ihres Burgers in ihre eigenen Nachrichtenwelten versenken. Ich bin dazu zu unruhig. Schon seit mittags habe ich das Gefühl, dass sich eine Attacke anbahnt und bin auf der Hut. Die Hunde sind ebenso nervös. Ich höre das ruhelose Tappen ihrer Pfoten, das leise Kratzen ihrer Krallen auf dem Steinboden der Halle. Jetzt knurrt einer von ihnen. Der andere stimmt ein.

Ich hebe die Hand und bringe damit meine Geschwister zum Erstarren. Mit angehaltenem Atem lauschen wir für einen Augenblick, dann sehen die beiden mich an.

Es ist meine Aufgabe, vom Tisch aufzustehen und nachzusehen, was die Hunde uns mit ihrem Knurren sagen wollen. So ist es gewesen, als Mariel und Juri klein waren, und so ist es noch immer, obwohl sie es längst nicht mehr sind.

In der Halle stehen die beiden Rottweiler an der Treppe und starren mit aufgestellten Ohren nach oben. Ich nehme den Elektroschocker von der Kommode und stelle mich zu ihnen, höre aber außer ihrem Knurren keinen Laut.

Dann zittert der Boden unter meinen Füßen, und die Hunde drehen durch. Wild bellend rasen sie die Treppe hinauf. Ich atme tief durch und folge ihnen.



## SIANNA

AM ANFANG MEINER Ausbildung bin ich mühelos auf jedes Dach gestiegen. Das war vor drei Jahren. Als wir vor gut einem Jahr angefangen haben, das Dresdner Residenzschloss mit einer neuen Solaranlage auszustatten, stand ich mit ausgebreiteten Armen auf dem Dachfirst und habe den atemberaubenden Ausblick über das Panorama der Stadt genossen.

Heute, am letzten Tag auf dieser Baustelle und fast am Ende meiner Ausbildung, stehe ich mit schweißfeuchten Händen und hämmerndem Herzen am Fuß der untersten Leiter und ringe mit der Panik. Seit neun Monaten war ich auf keinem Dach mehr. Ich hatte mir vorgenommen, diese letzte Chance zu nutzen, um noch einmal da oben auf dem Schloss zu stehen. Heute sollte der Tag werden, an dem ich über meine neue Höhenangst triumphiere.

Aber das wird nicht passieren. Sobald ich den Fuß auf die Leitersprosse stelle, fühle ich mich zurückgeworfen zu dem Moment, in dem das Drama begann. Ich habe wieder diese böartige fremde Stimme im Ohr: *Du wirst fallen. Dein Tod ist nah. Er wartet auf dich.* Das wiederholt sie immer und immer wieder.

Es ist ein Wunder, dass Müngel mich nicht längst gefeuert hat. Immerhin waren meine Schwindelfreiheit und mein Klettertalent der Grund, warum er mir den Ausbildungsplatz ursprünglich ohne abzuwägen gegeben hat. Er wollte nicht mal mein Schulzeugnis sehen. Dass er mich in den letzten Monaten weiter unterstützt hat, obwohl ich ihn enttäuscht haben muss, ist höchst anständig von ihm.

Ich gebe auf. Statt weiter herumzustehen und Zeit zu verschwenden, werde ich lieber Schutt zusammenfegen. Dann bin ich wenigstens nicht komplett unnütz.

Als ich mich von der Leiter abwende, kommt Müngel auf mich zu. »Ich steige jetzt noch mal hoch. Willst du mit?«, fragt er.

Ich schüttle bedauernd den Kopf. »Würde ich gern, aber ...«

Er legt mir die Hand auf die Schulter und spricht so leise, dass ihn die anderen auf dem Hof nicht hören können.

»Du musst wegen deiner Angst unbedingt etwas unternehmen, Sianna. Du darfst dir davon nicht deine Zukunft verbauen lassen. Wenn es nach mir ginge, könnten wir abwarten, bis es sich von selbst wieder legt. Ich weiß ja, wie gut du vorher auf dem Dach zurechtgekommen bist. Aber bei der praktischen Abschlussprüfung hast du es mit Leuten zu tun, die nur sehen, was du in dem Moment tust. Die werden nicht ignorieren, dass du dich nicht einmal auf eine Leiter traust. Und selbst wenn sie alle Augen zudrücken und dich bestehen lassen, findest du danach keine Stelle, die deiner Qualifikation entspricht. Geh doch mal zu einem Therapeuten«, sagt er.

Sein Rat ist gut gemeint, aber auch eine Psychotherapie kann mein rätselhaftes Problem sicher nicht innerhalb von sechs Wochen wegzaubern. Außerdem kostet so etwas Geld, das ich nicht habe.

»Irgendwie werde ich das hinbekommen. Ich lasse mir im Urlaub etwas einfallen«, sage ich, auch wenn ich nicht daran glaube.

»Mach das bitte. Unsere Branche braucht Nachwuchs wie dich.«  
Er steigt die Leiter hoch, dreht sich aber noch einmal zu mir um.  
»Soll ich oben ein paar Fotos für dich machen?«

Dankbar für den Themenwechsel nicke ich. »Eins in Richtung Heide und Amelung. Darüber wird Opa sich freuen.«

Er lacht. »Euer Haus wird aber nicht darauf zu sehen sein.«

»Macht nichts. Die Geste zählt.«

»Wird gemacht«, sagt er.

Ich blicke ihm neidisch nach, wie er die Sprossen der Leiter hochsteigt. Als er aufs Gerüst wechselt, muss ich mich zusammenreißen, damit ich ihm nicht nachrufe, dass er die Sicherung nicht

vergessen soll. Dabei weiß ich, wie supergewissenhaft er darauf achtet. Besonders seitdem wir vor einigen Wochen zwei seltsame kleine Erdbeben erlebt haben, versteht er in der Hinsicht keinen Spaß mehr.

Um mich nicht weiter verrückt zu machen, schnappe ich mir Schaufel und Besen. Entschlossen widme ich mich den Schuttresten auf dem historischen Pflaster, bis es Zeit ist, Feierabend zu machen und wir zur Firma zurückfahren.

Nachdem ich meinen Scooter aus dem Büro geholt habe, sehe ich Müngel auf dem Materialhof bei unseren drei neuen Bauhelfern stehen. Er scheint die üblichen Witze zum Besten zu geben, um das Eis zu brechen. Zwei von den Männern lachen, der dritte verzieht keine Miene, sondern checkt sein Handy. Er hat eins von den flexiblen, die man als Armbreif tragen kann. Und das tut er nun auch, biegt das Ding um den Unterarm, bis der Verschluss zuschnappt. Erstaunlich, dass das passt. Seine Unterarme sind nämlich prächtig entwickelt. Und nicht nur die. Seine Ausstrahlung ist allerdings abschreckend. Außerdem ist er so bleich, als hätte ihn seit dem letzten Herbst kein Sonnenstrahl berührt. Woher auch immer er seine überzeugende Muskulatur hat, ganz sicher nicht von einem Outdoor-Sport.

Er hebt den Kopf und begegnet meinem Blick. Noch immer keine Regung in seinem Gesicht. Dabei ist es schon sein dritter Tag bei uns, und ein kleines Zeichen des Wiedererkennens sollte drin sein. Was ihn wohl so verbittert? Er ist kaum älter als ich.

»Ich bin dann weg, Meister Müngel. Schönes Wochenende euch allen!«, sage ich aus ein paar Metern Entfernung. Ich will mich jetzt nicht noch in ein Gespräch verwickeln lassen.

Der ernste Neue rückt seinen Rucksack zurecht. »Ich muss auch los.«

»Schönen Abend noch, Sianna! Dir auch, Arwed«, sagt Müngel.

Ich schiebe den Scooter über das holprige Altstadt-pflaster zur Straße, bevor ich losfahre. Den Motor lasse ich vorerst aus, denn die Akkuladung ist knapp für den Heimweg. Zehn Kilometer sind es, der größte Teil direkt an der Elbe entlang, wo ich schneller fahren werde, weil meist weniger los ist. Um dahin zu kommen, muss

ich aber durch das Gedränge auf der Brücke. Mein Opa meint zwar, das wäre nichts im Vergleich zu früher, als private Autos mit Verbrennungsmotoren noch erlaubt waren und sämtliche Straßen verstopften, aber mir reicht es. Bis man die Brücke hinter sich hat, kommt man über Schritttempo kaum hinaus.

Dachte ich jedenfalls. Bis Arwed mich auf dem Pedelec überholt. Er grüßt wieder nicht, wahrscheinlich bemerkt er mich gar nicht, weil seine Aufmerksamkeit darauf ausgerichtet ist, sich durch schmale Lücken zwischen Scootern, Pedelecs, Fußgängern, Fahrradrikschas, Smartmobilen, Bussen und der Straßenbahn zu schlängeln. Das wirkt zwar halbsbrecherisch, aber er macht es so geschickt, dass er nicht aneckt. Ich sehe noch, wie er auf der anderen Seite der Brücke nach rechts abbiegt, also in meine Richtung fährt, aber als ich dort ankomme, kann ich ihn nicht mehr entdecken.

Ich vergesse ihn gleich darauf, als ich zwei Fußgänger überhole, die sich empört über die Frage unterhalten, wer dem Standbild des »Goldenen Reiters« das Gold gestohlen hat. Zuerst haben alle geglaubt, dass ihn jemand nachts mit schwarzer Farbe übersprüht hätte. Doch bei näherer Untersuchung ist herausgekommen, dass die Vergoldung nicht verdeckt, sondern verschwunden ist. Inzwischen kursieren darüber die absurdesten Theorien. Zauberei gehört auch dazu.

Beim Gedanken an das überspannte Geschwätz sehe ich prompt zum Himmel, der so blaugrau ist wie Feuerstein. Alle paar Stunden verändert sich seine Farbe zu einem noch dunkleren Ton, als wollte das ständig drohende Gewitter endlich losbrechen. Doch dann hellt sich der Himmel wieder etwas auf, und so geht es schon seit Tagen. Wetterleuchten, fernes Donnerrollen und der Geruch von Ozon, der in der Luft hängt wie ein Hauch von verschmortem Plastik, sorgen dafür, dass niemand dieses Wetter für normal halten kann. Dazu kommen die drückende Hitze und die Trockenheit, die die Stadt nicht erst seit Tagen, sondern seit Wochen beherrschen. Wie üblich fächert sich die Gesellschaft zwischen denjenigen auf, die alles als bedeutungslos abtun, und denjenigen, die den

Weltuntergang befürchten. Ich stehe in der Mitte und halte beides für möglich.

Mein Handy klingelt mit dem speziellen Ton, den ich für die Lebensgefährtin meiner Tante reserviert habe. Ich halte an, obwohl ich den Anruf eigentlich gar nicht annehmen müsste, um zu wissen, was sie will. Ida ruft mich nur an, wenn sie Arbeit delegieren muss, und das kann an diesem Tag und um diese Uhrzeit nur bedeuten, dass ich den Einkauf erledigen soll. Normalerweise würde ich ihr so etwas nicht übelnehmen. Heute allerdings hätte ich gern auf zusätzliche Aufgaben verzichtet.

»Hallo Ida. Was gibts?«

»Hallo Sia. Es tut mir schrecklich leid, aber ich muss länger arbeiten und kann nicht rechtzeitig zum Kochen mit den Einkäufen da sein. Kannst du das bitte regeln? Es tut mir wirklich leid, ich weiß, dass ich das übernommen hatte, aber ...«

Warum glauben alle, dass es im Gegensatz zu ihnen für mich kein Problem ist, spontan zu regeln, was sie nicht auf die Reihe bekommen?

»Ok. Ich besorge alles fürs Abendessen. Den Rest bringst du dann später mit, ja?«

»Auf jeden Fall. Natürlich. Tut mir wirklich leid. Ich muss jetzt ... Bis nachher!«

Ich stecke das Handy zurück in die Tasche und schreibe in Gedanken meinen Einkaufszettel, als der Boden bebt. Es dauert nur einen Augenblick, als wäre in der Nähe etwas gewaltig Schweres umgefallen. Ich weiß, dass es in manchen Gegenden von Deutschland früher schon spürbare Erdbeben gegeben hat. Aber diese Häufigkeit ist ungewöhnlich.

Die meisten Fußgänger sind stehen geblieben und sehen einander verdutzt an, während diejenigen, die auf Rädern unterwegs sind, anscheinend gar nichts bemerkt haben. Zwei, drei Atemzüge lang warten die Leute noch ab, dann gehen sie kopfschüttelnd weiter, und ich fahre auch wieder los. Die Erklärung wird sicher bald online zu finden sein.



Wir nennen unser Haus das »Glashaus«. Nicht, weil es aus Glas ist, sondern weil wir »Glas« heißen und weil mein Großvater im Laufe der Jahre in den riesigen Garten hinter dem über hundert Jahre alten ehemaligen Bahnhofsgebäude fünf Gewächshäuser gebaut hat.

Ein auffälliges großes Fenster hat das Haus allerdings auch. Das kreisrunde Giebelfenster im Dachgeschoss ist mit Fachwerkbalken eingefasst, an denen sich ein begabter Holzschnitzer ausgetobt hat. Es wirkt wie das Auge eines einäugigen Riesen, und hinter diesem Zyklopenauge liegt mein Zimmer.

Ich gehe nicht durch die vordere Eingangstür, sondern nehme den Umweg über den ehemaligen Fahrradspeicher, der jetzt unsere Abstellräume, die Werkstatt und den Stall beherbergt. Von da geht es auf den alten Bahnsteig, durch die Hintertür in die frühere Wartehalle und von da direkt in die Küche. Dass zum letzten Mal jemand das störrische Schloss der Vordertür aufgeschlossen hat, ist lange her. Wahrscheinlich war es meine Mutter, also muss es länger als vier Wochen zurückliegen, denn so lange ist sie schon mit meinem Stiefvater auf ihrer jüngsten Reise unterwegs.

Die Gänse bemerken mich zuerst und kündigen mich mit lautem Trompeten an. Kurz darauf taucht mein dreizehnjähriger Stiefbruder Timpe bei mir in der Küche auf.

»Hey, hast du den Erdstoß gespürt?«, fragt er anstelle einer Begrüßung.

Ich lege den eingekauften Käse in den etwas muffig riechenden Kühlschrank und den Reis zwischen das schmutzige Frühstücksgeschirr auf den Tisch.

»Hm hm. Hast du schon etwas darüber gelesen?«

»Nur den üblichen Quatsch, also wird es wohl ein echtes Erdbeben gewesen sein. Opa meint, er hätte es den Tieren schon heute Vormittag angemerkt. Krümel hat sich vor Stunden verkrochen und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Der Arme. Ich gehe ihn gleich suchen. Wie war dein letzter Schultag?«

Er zuckt auf eine Art mit den Schultern, die es ihm erspart »Ich war nicht in der Schule« zu sagen.

Ich werfe ihm einen strafenden Blick zu. »Du hättest hingehen sollen. Vielleicht hätte sich noch eine Verabredung ergeben. Du kannst doch nicht wieder sechs Wochen lang allein hier herumhocken und darauf warten, dass unsere Eltern nach Hause kommen.«

Von seinen Augen ist nur noch das Weiße zu sehen, so weit verdreht er sie.

»Es ergibt sich nie was. Ist mir auch egal.«

»Stimmt nicht. Ist dir nicht egal. Aber tu ruhig so. Ich wünschte, du würdest ...« Ich unterbreche mich, weil ich meinen Opa von draußen rufen höre.

»Sianna! Bist du da? Kannst du mal kommen? Schnell!«

Mit Timpe auf den Fersen laufe ich in den Garten. Mein Großvater hat unsere beiden großen nubischen Ziegen am Strick. Sie stemmen sich mit allen acht Beinen in den Boden und lassen sich nicht vom Fleck bewegen.

»Die Zicken sind wie verhext. Ich wollte anspannen und eine Fuhre Dünger zu den Schröders fahren. Kannst du versuchen, sie zur Vernunft zu bringen? Ich hole das Geschirr.«

Ich übernehme die Ziegen – wir nennen sie Distel und Ampfer – sehe sie an und lausche auf ihr empörtes Gemecker.

Ziegen sind ziemlich schlau. Manchmal lohnt es sich, ihnen zuzuhören. Ich muss mich nur konzentrieren, um den richtigen Draht zu ihnen zu finden. »Loslassen« ist das Erste, was ich verstehe. Dass die beiden das wollen, liegt allerdings auf der Hand. *Weglaufen. Lieber weglaufen.*

Als Kind habe ich immer und überall mit Tieren gesprochen, als wäre das normal. Irgendwann habe ich begriffen, dass andere Leute es nicht normal finden, und bin seitdem zurückhaltender.

— *Wölfe kommen. Ein Bär. Eine große Katze. Viele Zähne. Loslassen. Weglaufen.*

Offenbar ist dies keiner von den Tagen, an denen es sich lohnt, den Ziegen zuzuhören. Deshalb spreche ich bloß beruhigend auf sie ein, auf die Art, wie auch andere Menschen mit ihren Haustieren reden.

»Na, na. Niemand will euch beißen. Die Erde hat ein bisschen gebebt, und wir haben komisches Wetter. Das hat euch Angst gemacht, und jetzt seht ihr Monster, wo keine sind.«

Ich spüre eine Berührung an meinem Bein und sehe, dass der Hund sich aus seinem Versteck gewagt hat. Krümel ist Opas kleiner, flauschiger, schwarzer Schoßhund und mit Abstand das klügste von unseren Tieren. Gerade möchte er vor Wiedersehensfreude mit dem Schwanz wedeln, den Schwanz dabei aber gleichzeitig vor Angst eingeklemmt lassen, was dazu führt, dass er heftig mit dem ganzen Hinterteil wackelt. Ich wende meine Aufmerksamkeit von den Ziegen ab, woraufhin ihre Stimmen auch für mein besonderes inneres Ohr wieder zu gewöhnlichem Gemecker werden.

»Da bist du ja, Krümelchen. Wie schön, dann muss ich dich nicht suchen. Die Ziegen denken, es wäre ein Monster in der Nähe. Ich glaube, da hilft nur ein Eimer voll Möhren, was meinst du?«

Timpe, der lustlos einen Fußball gegen die Schuppenwand kickt, fühlt sich angesprochen. »Willst du damit die Ziegen füttern oder das Monster?«, fragt er spöttisch.

Trotzdem marschiert er los, um mir die Möhren zu holen. Wie alle anderen weiß er zwar, dass ich ein Händchen für Tiere habe, aber nichts von meinem außergewöhnlichen Sprachtalent. Ich will nicht darüber diskutieren. Zumal es sich ohnehin oft als völlig nutzlos erweist. Die Äußerungen von Tieren zu verstehen, hilft überhaupt nicht weiter, wenn ich nicht begreife, was hinter ihren Hirngespinsten steckt. Krümel winselt und richtet sich an meinem Bein auf.

—*Die Zicken haben recht. Monster sind in der Nähe.*

Mir entfährt ein tiefer Seufzer. »Krümel, bitte! Es gibt keine Monster. Und falls doch, dann werde ich sie vertreiben. Verstanden? Und nun benehmt euch!«

In scharfem Ton wende ich mich wieder an die Ziegen. Ob die Tiere mich verstehen oder sich von den Möhren überzeugen lassen, weiß ich nicht, aber am Ende kann ich sie vor den Karren spannen.

Als ich in die Küche zurückkomme, haben sich meine Cousinen Uma und Melusine dort eingefunden – Uma heute Ton in Ton in Orange gekleidet, Melu in Blau. Die Zwillinge sind ein Jahr älter als

Timpe und haben seit einer Weile wenig anderes im Kopf, als den passenden Boyfriend zu finden. Ich versuche dauernd, die drei dazu zu bringen, im Haushalt zu helfen, aber wenn ich ihnen keine Aufgaben zuteile und die damit verbundene Streiterei in Kauf nehme, tun sie in der Regel so, als ob die Arbeit sie nichts angehe. Heute allerdings haben sie Hunger, was es leichter macht, sie zum Mithelfen zu bewegen.

Außer den dreien und Opa ist noch meine Tante Fenella im Haus, die Mutter von Uma und Melu. Leider ist Fenella zu praktischen Dingen am wenigsten von allen zu gebrauchen. Mit Opa ist es kaum besser. Er kann nichts im Kopf behalten, außer das, was seinen Garten betrifft. Wenigstens ist er im Gärtnern ein Experte, was Geld spart und für Abwechslung auf dem Esstisch sorgt.

Wir kochen einen Gemüseauflauf und ich nehme ihn gerade aus dem Ofen, als gleichzeitig mein Handy eine neue Nachricht meldet und Ida die erste Kiste mit Einkäufen in die Küche schleppt. Auf dem Weg nach draußen zu Idas kleinem Smartmobil, wo der Rest der Einkäufe wartet, checke ich die Nachricht.

*—Hallo Liebes, wir sind in Kolkata und warten auf die neue Ladung. Haben ein paar seltsame Dinge erlebt, aber es geht uns gut. Morgen fahren wir in das Dorf, wo Ganeshs Großtante lebt. Bin gespannt. Das Internet fällt offenbar in letzter Zeit oft aus, wundere dich nicht, wenn du nichts von uns hörst. Wenn alles glatt läuft, sind wir in zwei Wochen zurück. Drück Timpe von uns beiden und sag ihm, er könnte auch mal auf eine Nachricht antworten. Küsschen von Mama & liebe Grüße von Ganesh*

Ich stecke das Handy wieder in die Seitentasche meiner schwarzen Arbeitshose und hebe die zweite Lebensmittelkiste aus dem E-Mobil. Wieder summt der Nachrichtenton, doch das muss jetzt warten.

Als wir damit fertig sind, die Einkäufe zu verstauen, ist der Auflauf auf die richtige Temperatur abgekühlt. Außerdem ist Fenella aus ihrem Atelier aufgetaucht. Mit strahlenden Augen hält sie mir einen Bleistift vor die Nase, in dessen Spitze sie eine mikrosko-

pisch winzige Skulptur geschnitzt hat. Ein Mensch mit ausgebreiteten Armen. Ich nehme eine Lupe aus der Tischschublade, um mir das Werk genauer anzusehen, und zwingen mich zu einem Lächeln.

»Das bin ja ich. Auf dem Dach. Woher wusstest du, dass ich oft so da oben gestanden habe?«

Meine Tante zuckt mit den Schultern. »Vielleicht, weil ich das auch machen würde, wenn ich je den Mut hätte, auf ein Dach zu steigen. Ich schenke ihn dir.«

»Danke«, sage ich, doch da hat Fenella sich auf ihre anmutig schwebende Art schon wieder abgewandt, um Ida mit einem Kuss zu begrüßen. Nicht, ohne mit ihrer türkisfarbenen, weit schwingenden Tunikabluse auf dem Tisch ein Glas umzuwerfen, das ich gerade noch auffangen kann, bevor es über die Kante rollt. Meine Tante bemerkt es nicht einmal.

Opa kommt herein und setzt sich auf seinen angestammten Platz am Haupt der Tafel wie ein Patriarch aus alten Zeiten, obwohl er sich nie verhalten hat wie ein Oberhaupt von irgendwas. Er lehnt Autorität prinzipiell ab. Trotzdem bringt seine Anwesenheit auch alle anderen dazu, sich zügig an den Tisch zu setzen. Er wirft seinen geflochtenen, weißen Zopf über die Schulter nach hinten, streicht den Bart glatt und legt die Hände mit den Fingerspitzen aneinander.

»Ha, mein Lieblingsauflauf. Gedankt sei den guten Erdgeistern, Mutter Sonne und Vater Regen.«

Jeder Auflauf ist Opas Lieblingsauflauf. An anderen Tagen hätte ich vielleicht über seinen alten Scherz gelacht, aber heute möchte ich nur, dass alle mit dem Essen fertig werden und ich endlich meine Ruhe habe. Daher schweige ich, widme mich meinem vollen Teller und lasse die anderen plaudern, bis Ida sich an Timpe wendet.

»Timpe, wenn du in den Ferien immer noch nichts vorhast, könntest du einen von diesen Hackernachwuchs-Kursen mitmachen. Ich habe gelesen, dass noch Plätze frei sind. Heute Abend ist das Vorstellungstreffen. Geh doch hin.«

Beinah hätte ich mich verschluckt. Das ist das erste Mal, dass Ida sich in Timpes Leben einmischt. Er zieht die Schultern hoch und den Kopf ein wie eine Schildkröte. Der unartikulierte Laut,

den er von sich gibt, ist klar als Ablehnung zu verstehen. Ich überlege noch, ob ich etwas dazu sagen sollte, als Uma ihren Senf dazugibt.

»Genau, Timpe. Vielleicht findest du da Freunde.«

»Sianna, meinst du nicht auch, dass er hingehen sollte?«, fragt Ida.

Es gefällt mir nicht, wie Ida sich mit mir verbünden will, um meinen kleinen Bruder in die Ecke zu drängen. Aber da ich auch denke, dass er sich ein Hobby suchen sollte, fühle ich mich ausnahmsweise nicht berufen, ihn in Schutz zu nehmen. Daher zucke ich nur mit den Schultern und tue so, als ob mein Mund zum Sprechen zu voll ist.

»Er kann sich schließlich nicht ewig hier verkriechen«, pflichtet nun auch noch Melu bei.

Uma lehnt sich auf dem Stuhl zurück und sieht Timpe von der Seite an. »Eben. Irgendwann muss er mal erwachsen werden.«

Das sagt sie in einem Tonfall, als ob sie selbst und alle sonst am Tisch sich mit dem Erwachsensein bestens auskennen. Und das geht zu weit.

»Warum ausgerechnet er? Macht doch sonst hier auch keiner«, rutscht es mir heraus, und sofort tut es mir leid. Ich habe gar keine Lust auf das Gespräch, das nun folgen wird.

»Timpe sollte selbst entscheiden, wie er seine Ferien verbringen möchte«, sagt Fenella.

Opa erhebt seine Gabel wie einen Dirigentenstock. »Jeder hat das Recht darauf, über sein Dasein zu bestimmen. Auch Phasen der Passivität spielen im Leben eine Rolle. Man muss seinem Gefühl folgen und zulassen, dass die eigenen Träume reifen und ihren Platz im Universum finden. Erst dann können sie wahr werden. Ständig in Aktion zu sein, ist oft ein Zeichen größerer Unreife«, deklamiert er in mildem Tonfall.

Ich vergrabe das Gesicht in den Händen. »Es geht hier nicht um die Philosophie der Selbstverwirklichung. Meinewegen könnt ihr alle mit dem Universum diskutieren und eure Bestimmung auf astralen Ebenen suchen, so viel ihr wollt. Und Timpe muss keine karrierefördernde Ferienmaßnahme mitmachen, wenn er keine Lust

darauf hat. Es wäre nur schön, wenn er einen Grund fände, mal aus dem Haus zu gehen, damit er sich nicht wochenlang allein langweilt. Er könnte zum Fußball gehen. Oder zum Steptanz. Oder ...«

»Oder zum Klettern?«, fragt Uma spitz.

Melu stößt ihr den Ellbogen in die Seite. »Uma!«

Die Miene ihrer Mutter verzieht sich ängstlich. »Streitet euch bitte nicht«, sagt sie.

Streit verstört Fenella. Sie hält nicht einmal geringfügige Meinungsverschiedenheiten aus. Wahrscheinlich wird sie gleich aufstehen, etwas davon murmeln, dass solche Misstöne ihre schöpferische Energie stören, und wieder in ihr Atelier abtauchen.

Ida räuspert sich. »Wir müssen das jetzt nicht vertiefen. Es war ja nur ein Vorschlag. Sianna, ich glaube, du bist sauer, weil ich heute länger arbeiten musste. Es tut mir leid. Aber ich konnte es nicht ändern. Auch das gehört schließlich zum Erwachsensein. Und so weit ich sehe, hast du alles wunderbar hinbekommen.«

»Ja, wunderbar. Der Auflauf ist köstlich. Mein Lieblingsauflauf«, sagt Opa.

Auf einmal kommt es mir so vor, als ob wir uns in einer Zeitschleife befinden. Von wegen »Träume reifen lassen«. Irgendwie stecken alle hier einfach nur fest und drehen sich um sich selbst. Opa lebt in seinem Traum vom Bioanbau-Selbstversorgerdasein, ohne wahrhaben zu wollen, dass seine angebliche Autarkie nie funktioniert hat. Fenella macht sich vor, ihren Traum vom Dasein als Künstlerin mit ausreichendem Einkommen zu leben, obwohl sie dauernd pleite ist. Ida lebt als Staatsanwältin desillusioniert die harte Wirklichkeit ihres einstigen Traums. Timpe weigert sich, aus seinem Käfig der Schüchternheit auszubrechen. Die musikalisch hochtalentierten Zwillinge genügen sich selbst in ihrer Jagd nach dem ersten festen Freund und halten das für das Entscheidende am Erwachsenwerden. Nur meine Mutter und Timpes Vater Ganesh leben tatsächlich ihren Traum. Leider tun sie das meistens anderswo und haben uns dafür abgehängt.

Und ich selbst? Ich bin unsanft aus einem großen Traum aufgeweckt worden. Aber ich komme, verdammt noch mal, trotzdem

klar mit der Wirklichkeit. Und ich wünschte, alle anderen würden das auch.

»Schon gut. Ich hätte nicht davon anfangen sollen«, sage ich.



Im Dachgeschoss, der sogenannten Luftfahrt-Etage, gibt es drei Zimmer. Eins davon gehört mir, eins Timpe und das dritte unseren meist abwesenden Eltern. Als ich nach der wohlverdienten Dusche endlich erschöpft auf meinem Bett liege, dauert es nur drei Minuten, bis Timpe an den Türrahmen klopft und hereinkommt. Er hockt sich mit hochgezogenen Knien in den Lesesessel neben dem großen, runden Fenster. Auf einmal wirkt er, als wäre er noch der kleine Wicht, den ich auf dem Arm getragen oder an die Hand genommen habe, wenn ihm etwas unheimlich wurde.

»Sia?«

»Ja?«

»Warum wirst du in letzter Zeit so schnell sauer?«

»Werde ich das?«

»Ja.«

Ich zögere und überlege, ob ich es leugnen soll, um schneller meine Ruhe zu haben. Aber ich habe immer versucht, ihm gegenüber ehrlich zu sein. So ehrlich, wie man mit zartbesaiteten Kindern eben sein darf. Also entscheide ich mich für einen Teil der Wahrheit.

»Vielleicht, weil ich immer so viel zu tun habe. Manchmal habe ich das Gefühl, ich mache gar nichts mehr einfach nur zum Spaß.«

Er schweigt eine Weile und knetet seine Unterlippe mit Daumen und Zeigefinger. Beinahe fallen mir schon die Augen zu, als er doch noch etwas erwidert.

»Fehlt dir das Klettern? Ich weiß, du willst das nicht mehr. Aber es hat dir früher so viel Spaß gemacht.«

Ich zucke liegend mit den Schultern, spüre meine müden Muskeln und frage mich, ob ich nach all den Monaten ohne Training überhaupt noch fit genug zum Klettern wäre.

»Sagen wir, ich würde gern etwas tun, wobei ich so glücklich bin, wie ich es früher beim Klettern war. Aber ich bin zu müde, um mir etwas auszudenken.«

»Hm. Eigentlich gehts dir also wie mir.«

»Du bist zu müde, um dir zu überlegen, was du gern tun möchtest?«

Er nickt und sieht aus dem Fenster auf den bedrückend stahlgrauen Himmel. »Ich komme mir in Gruppen immer total blöd vor. Ich gehöre nie richtig dazu. Das ist anstrengend.«

»Du hast eben noch nicht die passende Gruppe gefunden. Die findest du allerdings auch nicht, wenn du es nicht versuchst. Du musst öfter mal etwas ausprobieren.«

»Wie diese Computersache.«

»Na ja. Das war Idas Idee. Es gibt auch andere Möglichkeiten.«

»Wenn ich da heute Abend hingehen wollte ... Also nur, falls ... Würdest du dann mitgehen?«

Hätte er mich das Gleiche vor einem Jahr gefragt, hätte ich nicht gezögert. Wenn er früher Unterstützung gebraucht hat, dann bin ich aufgesprungen und habe mitgemacht. Aber wie lange soll das noch so gehen? Er ist dreizehn. Irgendwann muss er allein zurechtkommen. Und ich bin wirklich erschöpft.

»Ich glaube, das schaffst du ohne mich. Die anderen, die da mitmachen wollen, kommen bestimmt allein. Wäre doch seltsam, wenn ich dann dabei wäre.«

Er schweigt wieder eine Weile. Am Ende seufzt er, steht auf und geht zur Tür. »Ok. Mal sehen.«

»Gib dir einen Ruck. Spring über deinen Schatten.«

»Hm.«

Er geht, und ich will die Augen schließen, wenigstens für einen Moment. Da rutscht mein Handy aus der Tasche meiner Arbeits-hose, die ich achtlos über die Sessellehne geworfen habe, und fällt mit einem sanften Plumps auf den Teppich. Mir fällt die ungelesene Nachricht ein. Also rapple ich mich wieder auf.

*—Hallo Sianna. Lange nicht gesehen und gehört. Bin heute Abend mit ein paar Leuten im »Canyon«, die am Wochenende zum Klet-*

*tern fahren. Wollte mal fragen, ob du auch kommen möchtest. Könntest uns Tipps geben. Gruß, Jano.*

Der größte Teil meiner Müdigkeit verfliegt. Ich war mit Jano befreundet, als wir noch Kinder waren. Als ich mit Delf zusammenkam, haben wir uns aus den Augen verloren. Es ist Jahre her, dass ich über ein »Hallo« im Vorbeifahren hinaus zum letzten Mal mit ihm gesprochen habe. Wie ist er auf die Idee gekommen, Kontakt zu mir aufzunehmen?

Was soll ich ihm antworten? »Sorry, keine Zeit.«? »Leider bin ich zu müde«? »Nein, danke, ich möchte nie wieder mit irgendjemandem übers Klettern sprechen«? Oder ganz geradeheraus: »Nein, danke, ich glaube, du hast davon gehört, dass ich nicht mehr klettere und mein Freund sich von mir getrennt hat, und bist nur neugierig auf die ganze, farbig ausgemalte Geschichte. Und ich habe keinen Bock, sie zu erzählen.« Soll er sich doch in der Kletter-Community umhören und sich aus dem ganzen Mist, der da kursiert, seine eigene Version zusammenbasteln.

Natürlich ist mir nicht wirklich egal, was sie alle von mir denken. Es tut immer noch weh. Die Community ist mir lange Zeit wichtig gewesen, und ich hatte geglaubt, dass ich auch den anderen wichtig bin. Eine Weile haben sie mich schließlich gefeiert wie eine Superheldin. Sianna, die Talentierte, der neue Stern am Firmament. Sia, die weibliche Hälfte eines Hochglanz-Dream-Teams. Furchtlos. Fotogen. Fantastisch.

Bis zu dem Tag, an dem das umschlug. Der Tag, an dem ich meine Follower enttäuschte. Nicht mehr furchtlos, nicht mehr fantastisch. Und wenig später auch kein Teil des Dream-Teams mehr. Nicht mehr begehrt. Abserviert.

Darüber hinweg bin ich nicht. Aber ich versuche auch nicht mehr, jemandem etwas zu erklären. Denn meine Erklärung für das, was geschehen ist, interessiert niemanden. Sie ist unsexy und merkwürdig.

Ich seufze, lehne mich in die Kissen zurück und schließe die Augen. Von einigen Leuten habe ich mir insgeheim wochenlang gewünscht, dass sie Kontakt zu mir aufnehmen. Sie haben es nicht

getan. Und nun ausgerechnet Jano, von dem ich gar nicht wusste, dass er mich noch wahrnimmt. Wenn ich einfach einschlafe, kann ich ihm genau das später schreiben: »Sorry, wollte antworten, bin aber eingeschlafen, und dann war es zu spät.«

Mein Handy klingelt. Ich hebe es vor die Augen und muss kurz über mich und das Universum lachen. Jano. Ich nehme den Anruf an.

»Ja? Hallo?«

»Hey, Sianna. Wie gehts? Ich wollte mal fragen ... Ich habe dir eine Nachricht geschickt und war nicht sicher, ob sie angekommen ist. Deshalb ... Hast du heute Abend schon was vor? Ich bin ...«

Ich unterbreche ihn. »Deine Nachricht ist angekommen. Habe sie gerade gelesen und darüber nachgedacht. Ich wollte heute eher nicht noch mal los. War ein anstrengender Tag. Also, nichts für ungut, aber ... Es ist nett, dass du dich gemeldet hast.«

»Aah ... Ehrlich gesagt dachte ich mir schon, dass du ablehnst. Deshalb rufe ich auch in Wahrheit an. Ich weiß, dass da ein paar seltsame Dinge gelaufen sind, was dich angeht. Aber gerade deshalb dachte ich ... Vielleicht hast du ja Lust, ein paar Leute kennenzulernen, die gern klettern und damit nichts zu tun hatten. Also Leute wie mich, zum Beispiel. Obwohl du mich ja eigentlich schon kennst. Vielleicht möchtest du doch wieder einsteigen. Neu anfangen. Oder du kommst nur vorbei und erzählst uns was über die guten Routen. Wir sind ja alle Anfänger im Vergleich zu dir. Also, was meinst du? Gib dir einen Ruck.«

*Gib dir einen Ruck.* Na toll. Habe ich das nicht eben Oberschlau zu Timpe gesagt? Jetzt, wo es von Jano kommt, gestehe ich mir ein, dass ich selbst im Schneckenhaus hocke. Wenn ich darin bleibe, habe ich kein Recht, etwas anderes von meinem kleinen Bruder zu erwarten.

»Also schön. Ich denke darüber nach. Ihr seid im Canyon?«

»Ab halb acht.«

»Kann sein, dass ich vorbeikomme. Aber wartet bitte nicht auf mich, ja?«

»Ich würde mich echt freuen.«

»Cool. Danke, dass du angerufen hast. Vielleicht bis später.«

Ich lege auf und schwinge mich aus dem Bett. Ob ich hingehere oder nicht, weiß ich noch nicht. Aber über eine andere Sache habe ich meine Meinung geändert.



Die Entschlossenheit, mit der ich bei Timpe anklopfe, um ihm mitzuteilen, dass ich ihn doch zu dem Vorstellungstreffen des Computerkurses begleiten will, verpufft, als er nun auch mir gegenüber die Schildkröte spielt. Er sitzt mit seinem Sternatlas vor sich auf dem Bett, zieht die Schultern hoch und schüttelt den Kopf.

»Hat sich erledigt. Ich gehe nicht hin«, murmelt er und setzt seine Kopfhörer wieder auf, die er kurz für mich gelüpfelt hatte.

Ich weiß nicht, was er sich anhört, aber es ist bestimmt nichts, was er nicht unterbrechen könnte. Kurz bin ich in Versuchung, mich mit ihm darüber zu streiten. Es nervt mich, dass er den Kopfhörer benutzt, um mich auszuschließen.

Gerade noch rechtzeitig fällt mir wieder ein, dass ich schon beim Essen zu dem Schluss gekommen war, dass dieser Programmierkurs sowieso nicht das Richtige für ihn ist. Wenn er nicht freiwillig hingehen will, sollte ich meine Energie nicht darauf vergeuden, ihn zu überreden.

Timpes Weigerung ändert jedoch nichts daran, dass mein Tatendrang jetzt angefacht ist. Ich wäre mir albern vorgekommen, wenn ich mich wieder ins Bett gelegt hätte, um den Rest des Abends vor mich hin zu dösen. Ohne weiter über das Für und Wider zu grübeln, entscheide ich, ins Canyon zu fahren.

Für den Weg ins Stadtzentrum nehme ich dieses Mal nicht den Scooter, sondern das alte Fahrrad, das ich von meiner Oma geerbt habe. Es ist das einzige in unserem Haushalt, das keinen Motor und somit keinen fast leeren Akku hat, den ich in der Stadt an einer Ladesäule erst einmal hätte wieder aufladen müssen. Niemand in meiner Familie außer mir denkt jemals daran, einen Akku aufzuladen, bevor er nicht restlos leer ist.

Mit dem leichten, alten Rad bin ich schnell genug, um kurz nach halb acht beim Canyon anzukommen. Es ist sieben Monate her,

seit ich zum letzten Mal hier war, aber es hat sich nichts verändert. Die Wände sind mit den bunten Fahnen und Wimpeln von Klettervereinen geschmückt, mit Klettergurten, Reepschnur, Steigsets, Helmen, Chalkbags, Sicherheitsbrillen und Sicherungskarabinern wie dem, den ich auf meinen linken Oberarm tätowiert trage.

Ebenso wie ich das Tattoo an diesem Abend unter langen Ärmeln verstecke, lasse ich auch mein Gesicht unter der Kapuze meiner dünnen Sweatjacke im Schatten. Die Tische sind spärlich belegt, deshalb überblicke ich schnell, dass von meinem ehemaligen engeren Kreis niemand hier ist. Doch einige der Anwesenden würden mich möglicherweise trotzdem erkennen. Ich bin oft online auf Fotos zu sehen gewesen. Delfs und mein Social-Media-Auftritt war ziemlich berühmt.

Jano sitzt mit seinen Freunden in einer der Nischen, wofür ich dankbar bin. So kann ich hoffentlich vermeiden, Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Oder übertreibe ich es mit meiner Vorsicht? Hat die Community mich schon vergessen?

Ich bleibe neben Jano stehen. Auf dem Tisch liegen Wander- und Kletterkarten vom Elbsandsteingebirge, und auf einmal merke ich, wie ich es vermissem, dieses Zusammensitzen, um eine Tour zu planen – voller Vorfreude auf die neuen Herausforderungen und Tage voller Gemeinsamkeit und Spaß.

»Hi. Da bin ich«, sage ich.

Jano fährt verblüfft herum. »Wow. Wie cool ist das denn? Ich hatte nicht daran geglaubt.«

Er rutscht auf der Bank weiter, damit ich mich setzen kann, und stellt mich den anderen dreien vor. Zu meiner Erleichterung verschonen sie mich mit persönlichen Fragen. Vielleicht hat Jano sie im Voraus darum gebeten. Sie beschränken sich darauf, meine Meinung zu ihrer geplanten Tour und den Schwierigkeitsgraden der Routen einzuholen, und eine Weile fühle ich mich wohl mit ihnen.

Dann allerdings fängt einer von den Typen an, davon zu erzählen, wie er ohne Sicherung die Südwestwand vom Nonnenstein geklettert ist. Ich kenne den Beifall heischenden Tonfall, den irren Glanz in den Augen, die bewundernden Kommentare der Zuhörer. Und plötzlich will ich dringend gehen.

»Ok. Tut mir leid, aber ich muss jetzt los. War nett mit euch. Vielleicht sieht man sich mal wieder. Viel Spaß auf der Tour. Wird sicher toll.«

Eilig erhebe ich mich, winke kurz und gehe zur Bar, um mein herbes Malzbier zu bezahlen. Jano kommt mir nach.

»Hey, was ist denn? Hat jemand was Falsches gesagt? Lauf doch nicht so schnell weg. Ich dachte ... Wir dachten, du würdest dich entschließen, morgen mitzukommen. Wäre schön, dich dabei zu haben. Du müsstest ja nicht klettern. Bestimmt könntest du uns trotzdem einiges zeigen.«

Ich reiche der Bedienung das Geld und gebe in meiner Geheiztheit zu viel Trinkgeld.

»Lass gut sein, Jano. Ich weiß dein Angebot zu schätzen, aber ich kann nicht. Ich klettere nicht mehr. Und ich möchte lieber nichts mehr damit zu tun haben.«

»Ich versteh's nicht. Was ist denn bloß passiert? Du warst die Beste. Besser als all die Leute, mit denen du abgegangen hast. Besser als dein bescheuerter Ex-Freund. Warum kletterst du nicht mehr?«

Mit einem Ruck ziehe ich mir meine Kapuze wieder tief ins Gesicht. »Ok. Wenn du es unbedingt wissen willst: Ich klettere nicht mehr, weil ich es nicht mehr kann. Weil ich an der Wand vor Angst sterbe. Reicht das? Und nun mach's gut. Ich hatte wirklich einen anstrengenden Tag.«

Ohne auf die Antwort zu warten, fliehe ich auf die Straße, schwinde mich aufs Fahrrad und halte nicht inne, bis ich schon wieder fast an der Elbe bin. Und da bremse ich nur, weil mir im schummrigen Laternenlicht ein paar betrunkene Jugendliche aus einer anderen Kneipe direkt vors Rad stolpern. Es sind vier Jungen, die ein Mädchen zwischen sich mitschleppen, was bedenklich wirkt. Daher bleibe ich stehen, um die Szene zu beobachten.

»Hallo, alles in Ordnung bei euch?«, frage ich.

Das Mädchen wirft mir einen finsternen Blick zu. Ihre langen, dunklen Locken waren ursprünglich zu einem Zopf geflochten, der sich in ein wüstes Durcheinander aufgelöst hat. Sie trägt zu ihren glänzenden schwarzen Satinleggings ein pinkfarbenes Top, das aus

der minimal möglichen Menge Stoff besteht. Also eher ein Bikini-oberteil.

»Misch dich nicht ein, Bitch. Fahr nach Hause zu Mami und lass uns in Ruhe.«

Sie lallt zwar, scheint aber nicht von den Jungen eingeschüchtert zu sein. Da sie mir durch nichts zu verstehen gibt, dass sie Hilfe braucht, zucke ich mit den Schultern und fahre um die Gruppe herum. Zwanzig Meter weiter halte ich allerdings wieder an, um mich noch einmal umzusehen.

Ein E-Taxi stoppt bei ihnen, aus dem ein junger Mann aussteigt, auf die Gruppe zugeht und sich das Mädchen herausgreift. Am Oberarm zerrt er sie zum Wagen.

»Danke für den Anruf«, ruft er den Jungen zu.

»Verfluchte Verräter!«, schreit das Mädchen.

Woraufhin die Jungs lachen und ihr nachwinken. »Schlaf schön, Mariel!«

Erst als der Typ »Mariel« ins Taxi bugsiert hat und sich wieder aufrichtet, um vorne einzusteigen, erkenne ich, dass es Arwed ist – Müngels neuer Bauhelfer. Unsere Blicke treffen sich über die Entfernung hinweg, und ich merke ihm an, dass er mich gleichfalls erkennt. Doch er grüßt nicht, und deshalb tu ich es auch nicht, sondern fahre weiter, wenn auch mit einem schrägen Gefühl. Dieser Arwed wirkt undurchsichtig, und ich weiß nichts über ihn. Ich kann jetzt nur hoffen, dass die Erklärung dieser Szene harmlos ist. Dass er zum Beispiel bloß eine Bekannte abgeholt hat, die nicht mit Alkohol umgehen kann. Oder seine Freundin. Aber wie alt ist »Mariel«? Siebzehn?

So lange er sie nicht gegen ihren Willen festhält, geht mich das wohl nichts an. Oder doch?

Als ich zu Hause ankomme, platze ich in eine offenbar spontan in der alten Bahnhofshalle inszenierte Performance hinein. Drei Familien aus der Nachbarschaft sind als Publikum zu Gast.

Fenella tanzt in einem ihrer märchenhaften, selbst hergestellten Fantasiekostüme zu Idas Cellospiel eine ausdrucksvolle Pantomime, während Uma mit der Beleuchtung experimentiert und Melu

als geflügelte Fee kostümiert herumgeht und lächelnd die nachmittags von mir eingekauften Kräcker als Snacks anbietet.

Fenella und Ida könnten als Straßenkünstlerinnen vermutlich einiges verdienen, denn sie sind gut. Wenn nicht sogar gut genug für eine echte Bühne. Aber von den Anwesenden zahlt ganz gewiss niemand etwas für die Vorführung. Was für mich völlig in Ordnung wäre, wenn ich nicht gerade nachmittags mal wieder mein eigenes Geld für den Lebensmitteleinkauf hätte ausgeben müssen. Darauf zu hoffen, dass mir jemand etwas davon zurückgibt, ist so gut wie sinnlos, und viel verdiene ich nicht. Eigentlich hatte Mama angekündigt, dass sie mir Geld überweisen würde, aber das hat sie offenbar vergessen, und ich weiß, dass es im Ausland oft schwierig nachzuholen ist. Die Internetzugänge sind nicht überall sicher. Ich muss dankbar sein, dass wenigstens Ida tagsüber einer gut bezahlten Arbeit nachgeht und sich regelmäßig daran beteiligt, die Einkäufe zu bezahlen.

Ihr Cello erfüllt die Halle mit Tönen, die sich anfühlen wie die Essenz von Sehnsucht, und Fenella streckt sich dazu in ihrem schimmernden Kleid aus Wasser und Wellen, als wollte sie den Mond vom Himmel pflücken, dessen Licht Umas gedämpfter Scheinwerfer nachahmt. Früher habe ich gelegentlich auch bei diesen Vorführungen mitgespielt und bei der Beleuchtung oder beim Bau von Kulissen und Kostümen geholfen, aber heute ist mir nicht einmal nach Zusehen zumute. Möglichst unauffällig stehle ich mich zur Treppe und schleiche hinauf.

Die Tür von Opas Zimmer ist nur angelehnt, er schläft also noch nicht.

»Bin zu Hause. Gute Nacht, Opa«, rufe ich mit gedämpfter Stimme durch den Türspalt.

»Warte mal«, hält er mich auf.

Ich kehre folgsam um und stecke den Kopf zu ihm herein. Er steht in seinem knielangen, lavendelfarben-weiß gestreiften Nachthemd vor der Kommode und sieht in den Spiegel.

»Ich habe eine Wimper im Auge und kann sie nicht erwischen. Wenn ich die Brille aufhabe, komme ich nicht heran, und wenn ich

sie abnehme, sehe ich das verflixte Ding nicht. Kannst du es mal versuchen?«

»Sicher.«

»Bist ein Schatz, mein Mädchen. Danach gehe ich schlafen. Obwohl ich nicht weiß, ob ich das bei Idas Gefiedel kann. Nicht, dass es mir nicht gefiele. Ist das die Geschichte mit dem Mond?«

Ich nicke. »Ja. Gerade treibt die Sehnsucht sie dazu, die Leiter aus gefrorenen Tränen zu bauen.«

Er gestikuliert theatralisch gen Zimmerdecke und wieder hinunter auf den Boden. »Sie steigt hinauf, doch die Morgensonne lässt die Leiter schmelzen, und sie stürzt hinab. Wenigstens stirbt sie nicht. Es geht nur alles von vorne los. Eine Geschichte, die meine Mutter mir erzählt hat und die ich dann deiner Mutter und Fenella erzählt habe. Ich glaube, deine Mutter ist heute Luftschifferin, weil sie die Sache mit der Eisleiter so dusslig fand.«

Wir lachen, dann lässt er mich die Wimper aus seinem Auge tupfen. Ich halte sie ihm auf der Fingerkuppe entgegen.

»Hier. Willst du dir etwas wünschen?«

Er schüttelt den Kopf. »Oft ist das, was wir uns wünschen, nicht das, was wir in Wahrheit brauchen. Man muss sich das gut überlegen. Glaubst du nicht auch?«

»Klingt kompliziert. Sprechen wir hier über deinen Wimpernwunsch, oder ist das deine Art, mich zu fragen, warum ich in letzter Zeit schlecht gelaunt bin?«

Das bringt ihn zum Lächeln. »Du kennst mich gut. Ich wüsste gern, was dich bedrückt. Auch, wenn ich dir vermutlich nicht helfen kann. Unsere wahren Bedürfnisse können wir meist nur selbst erkennen.«

»Hast du deine wahren Bedürfnisse herausgefunden?«

Er zuckt mit seinen mageren Schultern. »Als meine Mutter damals verschwand, waren deine Oma und ich noch sehr jung und unsere Kalini gerade ein halbes Jahr alt. Plötzlich hatten wir niemanden mehr, der uns half. Es war schwierig damals, wegen der Epidemien. Alle mussten wegen der Ansteckungsgefahr andere Menschen meiden und ihre Kinder die ganze Zeit zu Hause betreuen. Wir sind nicht gut zurechtgekommen. Damals habe ich mir auf

Knien gewünscht, dass deine Urgroßmutter zurückkommt und uns hilft. Sie kam nicht. Aber ich fand meine Berufung im Garten, und auf einmal gedieh unter meinen Händen alles, sodass wir uns selbst versorgen konnten. Ich begriff, dass ich nicht meine Mutter gebraucht hatte, sondern meine eigene Stärke finden musste.«

Ich weiß, dass meine Uroma auf rätselhafte Weise verschwunden ist, und ich hätte gern mehr darüber erfahren. Doch alles Nachforschen bringt mir immer nur die gleiche Auskunft ein: Sie ist Kletterlehrerin gewesen, oft allein im Elbsandsteingebirge auf Tour gegangen und eines Tages nicht zurückgekommen. Alle gehen davon aus, dass sie abgestürzt und verschüttet worden ist, denn man hat nie eine Spur von ihr gefunden.

»Also gut. Kein Wunsch für dich«, sage ich und blase die Wimper kräftig von meinem Finger. »Erledigt. Schlaf gut!«